

Q

# Qualitätsstandards

---

## 1. Beschreibung

In der Forschungspraxis der Kulturwissenschaften steht der Begriff der *Qualitätsstandards* für das Bemühen, sowohl für Ergebnisse als auch für Praxis und Verfahrensweisen Anhaltspunkte zu einer objektiven oder zumindest intersubjektiv vermittelbaren Bewertung zu formulieren. Im Begriff der Qualitätsstandards lassen sich dabei verschiedene Bedeutungsdimensionen ausmachen. Zum einen können disziplinterne und -externe Bestimmungsversuche unterschieden werden. Zum anderen differenziert sich der Standardbegriff nach Sinn und Zweck seiner Anwendungen. Qualitätsstandards können sowohl Mittel der disziplinären Selbstbeschreibung und -definition als auch Instrument von Beurteilung und Leistungsmessung sein: so in der universitären Lehre, aber auch als Maßstab wissenschaftspolitischer Steuerungsinstrumente. Der Begriff der Standards ist heute höchst präsent in den Debatten um Qualitätsmessung in den Geistes- und Kulturwissenschaften (Herbert/Kaube 2008).

Das häufig schlagwort- und holzschnittartige Reden über Standards verdeckt dabei mitunter, dass bis heute eine fundierte Forschung über die epistemologischen Grundlagen und sozialen Praktiken der Geisteswissenschaften weitgehend fehlt, von wenigen Ausnahmen abgesehen (vgl. Kohtz/Kraus 2011). Trotz der relativen Unschärfe, die sich hierdurch für den Begriff der Standards ergibt, herrscht doch Konsens über eine grundsätzliche Charakteristik des Begriffs: Die Standards beziehen sich nicht auf den Gegenstand oder das Resultat eines Forschungsprojektes [→ Projekt], sondern setzen bei formalen Beschreibungskriterien und dem Forschungsprozess an. Anders ausgedrückt: nicht das Forschungsobjekt soll dem Standard entsprechen, sondern der Fortgang der wissenschaftlichen Untersuchung.

## 2. Historische Entwicklungslinien

Die Frage nach Standards steht im Kern einer disziplinären Selbstbeschreibung auch der historischen Kulturwissenschaften. Sie steht in enger Verbindung mit dem Prozess der Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen. Damit müssen die Aushandlungsprozesse der jeweiligen disziplinären Selbstfindung berücksichtigt

werden. Für große Teile der Sozial- und Kulturwissenschaften verdichtete sich dieser Prozess am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Wenn wir heute von historischen Kulturwissenschaften als Disziplinen mit benennbaren Methoden sprechen, dann steht *ein* Streit um wissenschaftliche Bewertungsstandards am Anfang dieser Zuschreibung. Gemeint ist der Methodenstreit um eine der Gründungsfiguren der Kulturgeschichte in Deutschland, Karl Lamprecht. In den Auseinandersetzungen um Lamprechts »Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens im Mittelalter« war es u.a. der Münsteraner Historiker Georg von Below, der Lamprecht auf Grund seiner Methode und seiner Art → Fußnoten zu setzen, angriff (Cymorek 1998: 192). Im Kern ging es darum, mit welchem Quellenmaterial historische Aussagen getroffen werden können: »Er abstrahiert nicht einen allgemeinen Satz aus einer Summe von einzelnen urkundlichen Nachrichten; sondern seine [...] Citate sind meistens lediglich Perlen, welche an der Schnur aphoristischer Konstruktionen aufgereiht sind.« (von Below 1889: 294) Lamprechts dezidiertes Ziel lag darin, Gesetzmäßigkeiten und neue strukturge-schichtliche Beweisführungen in den Geschichtswissenschaften zu etablieren. Die Formulierung von festen Bewertungskriterien hing davon ab, ob gesichtetes Quellenmaterial qua Deduktion verallgemeinert werden konnte (Chickering 1993: 151-174). Diese Suche nach quasi-naturwissenschaftlichen Sicherheiten war allerdings wenige Jahre später mit den Arbeiten von Wilhelm Dilthey beendet. Seine Trennung eines naturwissenschaftlichen »Erklärens« und eines geisteswissenschaftlichen »Verstehens« blieb nicht ohne Konsequenz für die Frage der Standards. Über das 20. Jahrhundert setzt sich diese Trennung nahezu paradigmatisch durch.

In den Debatten zwischen Struktur- und Kulturgeschichte wurde die Frage nach den Standards der Geschichtswissenschaft allerdings erneut, wenn auch aus einer anderen Perspektive gestellt. Im Mittelpunkt stand hier weniger das Verhältnis von Induktion und Deduktion als die Unterscheidung von qualitativer und quantitativer Analyse. Die Suche nach fundamentalen Strukturen wurde nun eher zum Anliegen klassischer Sozialgeschichte, während sich historisch arbeitende Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler eher auf ein Verständnis von Phänomenen beschränkten. Die Frage der Standards historischer Kulturwissenschaften bleibt damit bis heute weitgehend ungeklärt. Bewertungen wissenschaftlicher Leistungen können hier nicht auf eindeutig definierte Richtwerte zurückgreifen.

### 3. Der Begriff in der Diskussion

Gleich in mehrfacher Hinsicht ist der Begriff der Qualitätsstandards in den letzten Jahren in den Fokus der Forschung gerückt. Diese Forschungskonjunktoren sollen hier in einer wissenschaftstheoretischen und praxeologischen Perspektive kurz skizziert werden [→ Praxeologie].

- a) In den Sozialwissenschaften wird der Qualitätsbegriff häufig durch das Dreiecksverhältnis von *validity*, *reliability* und *generalization* beschrieben (Kvale 1995). Je mehr man allerdings den Blick auf die kulturwissenschaftliche

Forschung richtet, verliert diese Trias ihre Gültigkeit. So ist die Verallgemeinerbarkeit in der kulturwissenschaftlichen Forschung nicht immer das Hauptanliegen. Es gibt vielmehr ein dezidiertes Problembewusstsein gegenüber zu eindeutigen, aus der quantitativen Sozialforschung abgeleiteten Standards, da hierdurch Forschungspraxis und Theorie Gefahr liefen, sich gegenseitig zu normieren. Innovative Forschungsansätze würden auf diese Weise eher verhindert als befördert (Horstmann 2011: 219-221, Freeman et al. 2007: 26-28). Stattdessen wirkt ein anderes Kriterium standardsetzend: die Narrativität und damit die sprachliche Dimension der Forschungsergebnisse [→ Erzählen]. Damit kommt eine Perspektive in die Diskussion um Qualitätskriterien, die für andere Disziplinen und Fächer häufig nicht unmittelbar nachvollziehbar ist. Spätestens seit Clifford Geertz' *Dichter Beschreibung* ist deutlich, dass die sprachliche Verarbeitung von Forschungsergebnissen nicht nur eine Präsentationsform ist, sondern auch Teil der Methode sein kann. Je dichter Handlungen aufeinander bezogen und mit sozialen Strukturen in Verbindung gebracht werden können, umso eher ergeben sich hieraus neue Erkenntnisse. Ulrich Herbert zählt neben »der Breite der Materialkenntnis, dem Ausmaß an Belesenheit, der analytischen Schärfe, der Findigkeit und Originalität der Recherche« auch »die Plausibilität des Urteils und die Ästhetik der Sprache, in welcher der Text verfasst ist« zu den Standards der geisteswissenschaftlichen Forschung (Herbert/Kaube 2008: 40). Zwar lassen sich aus diesen Kategorien keine Indikatoren ableiten, die in unmittelbarem Sinne messbar wären. Aber die beurteilenden Fachvertreter sind sich meist sicher, dass sie ein Unterschreiten dieser Standards dennoch erkennen würden.

Gute Forschung, so könnte man demnach formulieren, zeichnet sich in einer post-positivistischen Tradition der Kulturwissenschaften nicht nur durch eine irgendwie solide Arbeit, sondern zudem durch eine rezeptionsfreundliche Art der Darstellung aus (Lather 1993). Damit kann auch die Vermittlung der dargestellten Materie in einem anderen Kontext, etwa im Sinne einer Ausstellung, gemeint sein. Etwas allgemeiner ließe sich hieraus ein Standard der Narrativität und Performativität formulieren.

- b) In den letzten 10 bis 20 Jahren erfuhr der Begriff der Standards eine neue, in Bezug auf Sinn und Zweck vollkommen veränderte Konjunktur im Spiegel der Debatten um Profilbildung, Exzellenz und Evaluation. Die Forderungen, »die eigene reflexive Kompetenz auf sich selbst an[zu]wenden« (Lack 2008: 12) und dadurch zumindest partiell gültige Standards zu erreichen, reißt nicht ab. Gedacht war dabei zunächst an formale Bewertungen (etwa in Form von bibliometrischen Verfahren). In neueren Vorschlägen für Messungstechniken werden diese Bewertungsmethoden entscheidend erweitert. Dabei wird immer wieder darauf hingewiesen, dass Bewertung nur durch eine detaillierte Begutachtung durch unabhängige Forscher des gleichen Fachkollegiums möglich ist [→ Gutachten]. Doch auch alle neuen Vermessungstechniken vermeiden eine klare inhaltliche Festlegung und damit eine Frage danach, »wie Professoren denken« (Lamont 2009, Ellis 2000). Auf diese Weise beginnt sich für

die geisteswissenschaftlichen Fächer eine Art Metastandard zu etablieren, da Bewertungsverfahren in Zukunft die Kombination von bibliometrischen Kriterien und subjektiven Bewertungen favorisieren sollen (sogenanntes *informed peer review*). Letztlich zeigt sich in diesen Diskussionen ein Grundkonflikt zwischen den Qualitätsbegriffen der unterschiedlichen Wissenschaftskulturen. Er basiert nach wie vor auf der Diltheyschen Grundannahme der Unterscheidung einer hermeneutisch-sprachorientierten Ebene des Verstehens und einer analytisch formalisierten Ebene des Erklärens. In den letzten Jahren hat die wissenssoziologische und -historische Forschung allerdings gerade in Hinblick auf diese Unterscheidung Bedenken angemeldet. Sie formulierte im Gegensatz zu einer fundamentalistisch orientierten eine neue postfundamentistische Wissenschaftstheorie. Während die erste, grob gesagt, darum bemüht ist Regelmäßigkeiten durch Phänomene zugänglich zu machen, bzw. Besonderes auf Allgemeines zurückzuführen, bringen neuere Ansätze diese Paradigmen zum Wanken. Postfundamentistische Perspektiven versuchen in der Theorie selbst ein Phänomen zu sehen, welches aus seiner historischen Gewordenheit zu verstehen ist. Die Theorie wird aus ihrem sozialen Kontext heraus erzählt und ihre Vorannahmen treten in den Mittelpunkt der Untersuchung. Wenn dem so ist, hätte die Wissenschaft allerdings keine objektive Bemessungsgrundlage, nach der die Richtigkeit einer Aussage objektivierbar wäre. Dies hätte erhebliche Konsequenzen für die Frage wissenschaftlicher Standards, die so auch für die Naturwissenschaften fraglich würden. Auch hier müsste auf Elemente wie Narration und Sprache in der Definition von Wissenschaftlichkeit zurückgegriffen werden. Damit wäre allerdings der Standardbegriff zum Teil selbst in Frage gestellt, denn wenn er kein Abgrenzungspotenzial gegenüber anderen Wissenschaften mehr bietet, verliert er einen Teil seines Sinns.

#### 4. Der Begriff in der Praxis

In der wissenschaftlichen Praxis der Kulturwissenschaften entzündeten sich Debatten um Methoden und wissenschaftliche Standards immer wieder an konkreten Büchern und insbesondere an der Frage, wie Autorinnen und Autoren mit → Fußnoten umgehen. Da man diese zumindest im deutschen Sprachraum als Indiz für die Wissenschaftlichkeit eines Textes versteht, werden hieran auch bestehende Standards am ehesten sichtbar. Häufigster Austragungsort dieser Debatten sind → Rezensionen.

Schon der erwähnte Lamprecht-Streit zeigte diese Dimension. Die Widersacher Lamprechts versuchten über die Auswahl des Belegmaterials nachzuweisen, dass wissenschaftliche Standards unterschritten worden seien. Auch in der Gegenwart mangelt es nicht an Beispielen für die Diskussion um die »richtigen« Standards eines Faches. Ein Blick in die Kritiken von Hans-Ulrich Wehler an Ute Daniels *Kompendium Kulturgeschichte* reicht, um dies zu illustrieren. Wehler warf Daniel vor, wissenschaftliche Standards nicht einzuhalten und thematisierte etwa ihre »abseitigen Titelerweise« oder die »postmoderne Beliebigkeit«, welche die

Hierarchie der Argumente als Grundlage ihrer Beurteilbarkeit zerstöre (Wehler 2001). Seine Kritik richtete sich zudem gegen eine zu beliebige Art der Quellen-selektion. Grob gesagt wird das Argument der sozialgeschichtlichen Repräsentativität gegen eine kulturhistorische Beliebigkeit gestellt. Solche Konflikte um nicht eingehaltene Standards sind jedoch immer mehr als lediglich Methodenstreitigkeiten. Sie haben zumeist ein Moment von aktiver Abgrenzung und damit eine deutlich soziale Komponente. Hinter ihnen verbergen sich häufig Konflikte zwischen unterschiedlichen Schulen [→ Schule]. Standards sind demnach nicht nur positive Beschreibungsmodi von Wissenschaftlichkeit, sondern werden zugleich als Kampfbegriffe in den Grenzstreitigkeiten unterschiedlicher Wissenschaftlergenerationen oder *scientific communities* genutzt.

## 5. Zitierte Literatur

- von Below, Georg: »Rezension zu K. Lamprecht ›Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter‹«, in: Historische Zeitschrift, Heft 2 (1889), S. 294-309.
- Chickering, Roger: Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915), New Jersey: Humanities Press 1993.
- Cymorek, Hans: Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart: Franz Steiner 1998.
- Ellis, Carolyn: »Creating Criteria. An Ethnographic Short Story«, in: Qualitative Inquiry, Heft 2 (2000), S. 273-277.
- Freeman, Melissa/de Marrais, Kathleen/Preissle, Judith/Roulston, Kathryn/St. Pierre, Elizabeth A.: »Evidence in Qualitative Research: An Incitement to Discourse«, in: Educational Researcher, Heft 1 (2007), S. 25-32.
- Herbert, Ulrich/Kaube, Jürgen: »Die Mühen der Ebene. Über Standards, Leistung und Hochschulreform«, in: Elisabeth Lack/Christoph Marksches (Hg.), What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften, Frankfurt a.M.: Campus 2008, S. 37-51.
- Horstmann, Axel: »Qualität und Qualitätsmessung in den Geisteswissenschaften. Perspektiven der Wissenschaftsförderung«, in: Journal for Literary Theory, Heft 2 (2011), S. 209-228.
- Kohtz, Birte/Kraus, Alexander: »Zwischen Leichen und Dämonen. Dem Schreiben von Geschichte auf der Spur«, in: dies. (Hg.), Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen von Vergangenheit. Zehn Gespräche, Frankfurt a.M.: Campus 2011, S. 7-38.
- Kvale, Steinar: »The Social Construction of Validity«, in: Qualitative Inquiry, Heft 1 (1995), S. 19-40.
- Lack, Elisabeth: »Einleitung – Das Zauberwort ›Standards‹«, in: Elisabeth Lack/Christoph Marksches (Hg.), What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften, Frankfurt a.M.: Campus 2008, S. 9-34.
- Lamont, Michèle: How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement, Cambridge/Mass.: Harvard University Press 2009.
- Lather, Patti: »Fertile Obsession: Validity after Poststructuralism«, in: Sociological Quarterly, Heft 4 (1993), S. 673-693.
- Wehler, Hans-Ulrich: »Kursbuch der Beliebigkeit«, in: Die Zeit, Nr. 31 (2001).

HEINRICH HARTMANN